



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz (Max Allihn): Herrenmensch
Roman : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hören, zusammengeleimt, Hals und Griffbrett werden ebenfalls mit Leim daran befestigt, worauf die Geige gebeizt und lackiert wird. Diese hier in ein paar Worten erzählte Arbeit nimmt Wochen in Anspruch. Gewöhnlich nimmt der Geigenbauer, um in den zum Trocknen des Leims und des Lackes nötigen Pausen nicht müßig zu sein, mehrere Geigen, die genau gleich werden sollen, zusammen in Arbeit.

Ist das Instrument so weit fertig, so wird es mit Saiten bespannt, und nun beginnt die mühsame Arbeit des Einsetzens der „Stimme.“ Unter dieser versteht man das in der Geige senkrecht zwischen Decke und Boden stehende Stäbchen, auf dessen Länge und Stellung sehr viel ankommt. Ist es endlich gelungen, die Stimme so gut wie möglich anzubringen und auszuprobieren, welche Saitenstärke der Geige am besten zusagt — wobei der Erbauer seinen künstlerischen Geschmack und musikalisches Gehör zu beweisen hat —, so ist seine Arbeit fertig. Und wie oft ist der Meister enttäuscht. Von fünf bis sechs Geigen, die ganz gleich, mit demselben Material und derselben Sorgfalt hergestellt sind, ist vielleicht eine, oder wenn er Glück hatte, sind zwei so ausgefallen, daß sie die aufgewandte Mühe wirklich lohnen. Der Preis von mehreren hundert Mark, der für ein solches gut geratnes Instrument heutzutage gezahlt wird, ist wirklich nicht hoch.

Kommt ein solches Instrument dann in die rechten Hände, so ist es erstaunlich, wie schon in wenig Jahren der Ton an Fülle und Lieblichkeit zunimmt.

So kann man hoffen, daß man nunmehr auf dem richtigen Wege ist, wieder Instrumente zu erhalten, die versprechen, unsern Nachkommen das zu werden, was uns die Meisterwerke der klassischen Zeit sind. Nicht durch Suchen nach allerlei Geheimnissen und durch Probieren ins Blaue hinein ist dieser Erfolg erreicht worden, sondern durch ehrliche, gründliche Arbeit, und darin liegt die beste Aussicht für seine Dauer.



Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortsetzung)



enn man früher hoch gespielt hatte, so geschah es jetzt erst recht. Man bemühte sich, Herrn Van Teren in den Kreis zu ziehn. Der Amtshauptmann nicht — Gott bewahre! Der Amtshauptmann tat so, als sei ihm gar nichts daran gelegen, daß Van Teren spiele. Aber seine Freunde, die seine Knechte waren, die haben es durch teuflische Verführungskünste bewirkt, daß er zuletzt doch die Karte angriff. Er hat sich zuerst redlich gewehrt, aber es half ihm nichts, da ihm der Spielteufel im Herzen saß. Als er aber erst den ersten Einsatz gemacht hatte, war er wie verzaubert und gebannt und der leidenschaftlichste Spieler von allen. Wie der Winter vorüber war, hatten wir ihn so weit, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Und ich habe mit helfen müssen! Und wenn ich mich weigerte

oder gehn wollte, so sah mich Gropppoff höhntisch an und tippte wie zufällig auf den Zwanziger an seiner Uhrkette, und ich war sein willfähriger Sklave. — Es war gegen Morgen nach einer durchspielten Nacht, da kam es zur Entscheidung. Beide hatten viel getrunken, Gropppoff war kalt geblieben, und Van Teren war das Blut in den Kopf gestiegen. Van Teren hatte alles verspielt und forderte von Gropppoff Vorschuß. Aber Gropppoff wollte ihm nichts mehr borgen. Van Teren wurde heftig, schmähte Gropppoff und nannte ihn ein verdammtes Raubtier. Gropppoff griff als Antwort in die Tasche und legte eine Anzahl Schuldscheine auf den Tisch, die Van Teren ausgestellt hatte. Die Schuld belief sich auf eine grausam hohe Summe. Was soll ich damit? schrie Van Teren. Ehe ich das zahle, schieße ich mir eine Kugel vor den Kopf. — Sie sind nicht der Mann dazu, das zu tun, antwortete Gropppoff mit kaltem Hohne. Aber merken sie sich, diese Scheine müssen bis morgen Mittag um zwölf eingelöst sein. — Jetzt kam Van Teren zu sich und wurde leichenblaß. Herr Doktor, ich habe nie einen Menschen so um Barmherzigkeit bitten sehen wie ihn. Aber Gropppoff und barmherzig! Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, sagte er, und wenn er — Van Teren — jetzt als ein wortbrüchiger und ehrloser Mann vor ihr stünde, so wäre das seine Revanche. Sie wisse schon wofür. — Herr Doktor, verstehen Sie die Größe der Geduld Gottes, daß er über Gropppoff nicht Schwefel und Feuer regnen läßt?

Sie sind seinesgleichen, sagte der Doktor, Sie haben dem Raubtier das Wild zugetrieben. Er würde auch Sie mit Feuer und Schwert treffen.

Ich wills dulden ohne Klage, erwiderte Kondrot, das Haupt senkend, doch würde ich mich freuen, wenn ihn das Gericht zuerst erreichte. — Aber ich will nicht richten. Herr Doktor, fallen Sie mir in die Rede, wenn ich es tun sollte. Ich habe mit ihm gelogen, gestohlen und gemordet, er steht da wie ein Herr, den nichts ansieht, und mich erwürgt es. — Wie die Sonne aufging, ging Van Teren davon, taumelnd wie im Traume. Eine Stunde später fanden sie ihn im Walde, er hatte sich erschossen. Sie fragen, wo er die Pistole herbekommen hat? Ich habe sie ihm in die Manteltasche gesteckt. Ich habe es getan aus Mitleid mit dem Manne und aus Haß gegen Gropppoff. Ich glaube, es ist nicht die schlechteste Tat, die ich getan habe.

Und Frau Van Teren mußte um den Handel? fragte Ramborn.

Frau Van Teren hat nie etwas davon erfahren. — Nun gab es ein paar Jahre Ruhe. Dennoch lebte ich in steter Angst, daß mir der Boden unter den Füßen einbrechen werde. Daß das letzte Wort noch nicht gesprochen sei, das wußte ich, dazu kannte ich Gropppoff zu gut. Seit Sie hier sind, haben wir wieder Krieg.

Aber mein Gott, rief Ramborn, was habe ich denn damit zu tun?

Sie? rief Kondrot. Er haßt Sie. An dem Tage, wo er hörte, Sie seten in das preußische Schloßchen gezogen, schwur er, daß er Sie unter die Füße treten werde. Ich bin zugegen gewesen, als er es tat. Er oder ich, rief er. Ich dulde es nicht, daß mir jemand in den Weg tritt.

Der Doktor lachte. Dachte er vielleicht, ich wollte Frau Van Teren heiraten?

Vielleicht. Jedenfalls standen Sie ihm im Wege. Den Mann hatte er zugrunde gerichtet, jetzt wollte er die Frau mürbe machen. Er wollte die Hand auf ihr Gut legen und eines Tags sprechen: Wähle, mich oder den Bettelstab. Er war nahe am Ziele. Den Käufer für das Gut hatte er schon, die Frauen waren in Not, und Keinemann tat alles, das Gut zu ruinieren. Wissen Sie, Herr Doktor, wer diesen Menschen zum Inspektor ausgewählt und zu dem gemacht hat, was er ist? Wissen Sie, wer den schändlichen Kontrakt ausgedacht hat? Wissen Sie, wer alle Briefe lieft, die auf der Post abgegeben werden?

Aber zum Henker, rief Ramborn, wie kann Matut gegen seine Pflicht Briefe öffnen?

Er hat ihn auch unter der Hand, sagte Kondrot, er hat sie alle unter der Hand, den einen so und den andern so. Er hat sie alle zu Schuften gemacht.

Und dann rühmt er sich seiner reinen Hände, weil er seine schmutzige Arbeit durch andre machen läßt. — Herr Doktor, unterbrechen Sie mich; ich will ja nicht richten. — Da kamen Sie und nahmen die Sache in die Hand und brachten den Wagen wieder auf die Räder. Und er soll Sie nicht hassen? Er, der tödlich hassen kann? Und mich hat er gezwungen — gezwungen —

Er schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte.

Ramborn war sehr aufmerksam geworden und fragte streng: Wozu hat er Sie gezwungen?

Ich kanns nicht sagen, erwiderte Kondrot, bei Gott, ich kanns nicht sagen.

Kondrot, sagte der Doktor, wenn Sie beichten wollen, so beichten Sie wenigstens ehrlich, sonst ersparen Sie lieber sich und mir die Komödie.

Kondrot schrak zusammen unter dem harten Worte und erwiderte demütig: Haben Sie Geduld mit mir, Herr Doktor. Ich bin ein großer Sünder und will mich nicht entschuldigen, aber es ist doch hart, sich selbst anklagen zu müssen, hinzutreten und zu sagen: Dieser gemeine Mensch bin ich.

Welcher gemeine Mensch? forschte der Doktor.

Die Briefe — stöhnte Kondrot.

Welche Briefe? rief der Doktor, der aufgesprungen war und den Beichtenden beim Kragen faßte und schüttelte.

Die Briefe an Frau Van Teren —

Diese schändlichen Verleumdungen, die die Ehre einer edeln und unglücklichen Frau befudelten und sie in den Tod getrieben haben, die haben Sie geschrieben?

Kondrot versuchte zu antworten, aber es kam kein Ton über seine trocknen Lippen.

Mensch, Mensch! rief Ramborn in flammendem Zorne, wie konnten Sie das tun? Haben Sie denn kein Gewissen? fürchten Sie sich denn nicht der Sünde? Wie wollen Sie mit dieser Schuld auf dem Herzen es wagen, je einem Menschen ins Angesicht zu sehen? Vor der Sonne am Himmel müssen Sie sich verstecken.

Er hat mich gezwungen, sagte Kondrot mit bebenden Lippen.

Ist es nicht doppelt gemein, in fremdem Dienste zu morden?

Wäre es denn besser gewesen, wenn ichs aus eigenem Willen getan hätte? erwiderte Kondrot. Ich hätte es, so wahr Gott lebt, nicht getan, aber er hat mich gezwungen.

Man läßt sich nicht zwingen, rief der Doktor. Einen Ausweg, denselben, den Sie Van Teren gezeigt haben, gibt es immer.

Ach, Herr Doktor, sagte Kondrot, die Knechte der Großen sind Feiglinge. Sie sind es von Natur nicht, aber sie werden es. Gehn Sie zehn Jahre in Ketten, und Sie verlieren die Kraft, Nein zu sagen.

Aber nicht die Verantwortung, hören Sie, Kondrot, nicht die Verantwortung!

In der Stunde, wo ich hörte, fuhr Kondrot fort, daß die gnädige Frau in den Bruchteich gegangen sei, brach der Himmel über mir zusammen, da habe ich es fühlen lernen, wie es Cain zumute war, als Gott zu ihm sprach: Was hast du getan? Da habe ich keine Ruhe gehabt, weder Tag noch Nacht. Da hat immer ihr Bild vor mir gestanden, wie sie früh vor Tage aus dem Hause ging und in den Tod. Und ich war ihr Mörder.

Kondrot fing an mit den Händen abzuwehren und starr auf eine Stelle zu schauen, wo die Sonne einen länglichen Lichtstreifen an der Wand gezeichnet hatte. Der Doktor achtete nicht darauf, sondern hielt dem Manne, der ihm seine Sünden gebeichtet hatte, eine flammende Strafpredigt, wie sie ihm sein Zorn eingab. Er schenkte ihm nichts, er nannte seine Taten mit richtigen Namen, er schalt ihn einen gemeinen und gewissenlosen Menschen und Heuchler, er nannte sein Christentum Gotteslästerung und eiferte gegen Menschenfurcht und Menschendienst. Es fehlte nicht viel, so hätte er Bibelsprüche gebraucht. Von den modernen Erkenntnissen, die er vor einer Stunde Tautchen mit soviel Überzeugung vorgetragen hatte, war

in seiner Rede nichts enthalten, wohl aber eine ehrliche Entrüstung über Taten und Menschen, die ihm das unmittelbare Gefühl des Abscheus einflößten. Als er mit ein paar kräftigen Sentenzen geschlossen hatte, wollte er nach seinem Gute greifen und gehn. Rondrot hatte die Rede über sich ergehen lassen wie einer, dem es eine Erleichterung gewährt, eine wohlverdiente Züchtigung zu erhalten. Als er nun sah, daß der Doktor gehn wollte, schrie er auf, streckte die Hände aus und rief flehentlich: Erbarmen! ein einziges Wort des Erbarmens! einen einzigen Tropfen Wasser auf meine Zunge!

Erbarmen? erwiderte der Doktor, Erbarmen für Sie? Meinen Sie, wenn Sie Ihre Schandtaten erzählen und winseln wie ein Hund, dann sei ungeschähen, was geschähen ist?

Ja, aber es steht geschrieben, flehte Rondrot, ob eure Sünden gleich blutrot sind, so sollen sie doch schneeweiß werden. Sagen Sie mir, daß es einen barmherzigen Gott gibt.

Sagen Sie sich das selbst, erwiderte der Doktor, oder lassen Sie sich von Ihrem Pastor sagen.

Nein, sagen Sie es mir. Ihnen habe ich nichts getan.

Mir nicht? Rondrot, überlegen Sie sich, mir nicht?

Rondrot sank in sich zusammen und rang die Hände. Der Doktor griff abermals nach seinem Gute, und Rondrot flehte: Verlassen Sie mich nicht, Sie sind meine einzige Hoffnung, verlassen Sie mich um Gottes Jesu willen nicht.

Was sollte er tun? Konnte er dem Manne wiederholen, was er Tantchen gesagt hatte? Konnte er sagen: Reue ist Inkonsequenz? Gib dir Recht, und du hast Recht. Sage Ja zu dir, lebe dich aus, verleumde mit Bewußtsein, schlage mir ins Angesicht, ich darf dich zwar wieder schlagen, aber Vorwürfe darf ich dir nicht machen und brauchst du dir nicht zu machen. Das war ganz unmöglich. Das hätte geheißen, sein eignes Recht und den Namen einer teuern Toten preiszugeben. Oder sollte er sagen: Sünden können getan aber nie vergeben werden? Schuld wird aufgeladen, aber nie abgenommen? Das würde heißen, dem Menschen eine Bürde auflegen, die seine Seele nicht tragen kann. Einen Weg gab es, eine Lösung, nach der der verzweifeln Mensch vor ihm die Hände ausstreckte. Er sah zu ihm auf mit einem Blicke wie aus der Hölle. Etwas mußte geschähen. War es Unrecht, einem Kranken das Heilmittel vorzuenthalten, an das er glaubt, wenn man kein andres zu bieten hat? Auf dem Tische lag die Bibel. Er schob sie mit abgewandtem Gesicht Rondrot zu. Er tat es mit Herzklopfen, mit dem Gefühl eines, der Verrat an sich selbst übt. Rondrot ergriff das Buch, drückte es mit Inbrunst an seine Brust, glitt vom Stuhle hinab und fing an zu beten.

Der Doktor verließ leise das Zimmer. Dabei stieg in ihm die Erinnerung an ein Wort aus der Apostelgeschichte auf — er hatte in der Prima die Apostelgeschichte in der Ursprache gelesen: Der Herr sprach zu ihm, stehe auf und gehe hin in die Gasse, die da heißt die richtige, und frage in dem Hause Judas nach Saul mit Namen von Tarsus, denn siehe, er betet.

Als Ramborn in seinem Zimmer allein war, bewegten ihn viele Fragen: Gibt es eine Schuld? Der Philosoph leugnet es. Aber ist sie nicht doch tatsächlich da? Ist das Schuldbewußtsein nicht ihr Existenzbeweis? Ist dieses Bewußtsein das Resultat einer durch Priester und Religionen falsch gerichteten Züchtung des Menschengesistes, oder eine gegebne Realität, etwa so wie der Schmerz, der sich nicht wegdisputieren läßt? Wer sein Gewissen dressiert, den heißt es, sagt Nietzsche. Er betrachtet es wie einen Hund, den man mit einem Tritte verjagt. Wenn es sich aber nicht verjagen läßt, wenn es heißt, gleichviel ob man es dressiert oder nicht? Und wie die Wunden, die es verursacht, heilen? Wenn es ein Beweis für die Güte einer Theorie ist, daß sie praktisch brauchbar ist, was war dann seine Theorie über Schuld und Vergebung wert, die sich praktisch so wenig brauchbar erwiesen hatte? Er setzte sich an seinen Zarathustra, aber Zarathustra brachte keinen Aufschluß.

Es läutete zu Tisch. Ramborn begab sich hinab, seine Fragen im Kopfe mit sich nehmend. Wolf brachte seine Bücher und beklagte sich, daß er wieder keinen Unterricht gehabt habe, und Tantchen betrachtete ihren Doktor verstohlen mit besonderer Bärtlichkeit und legte ihm die besten Stücke vor. Urte Beit war nämlich dagewesen. Urte Beit hatte an der Tür gehorcht und hatte Tantchen Bericht gegeben von dem, was bei Rondrot geschehen war. Der Herr Doktor hätte es schöner gemacht als der Herr Pastor.

9. Aufklärungen

Wolfs Geburtstag hätte man beinahe vergessen. Die Mutter war ja nicht da, die daran erinnert hätte. Tantchen, so sorglich sie auch war, und ein so gutes Herz sie auch hatte, Geburtstage zu merken, darin war sie doch nicht so zuverlässig, wie es eine Mutter ist. Und Wolf war der letzte, der daran erinnert hätte. Ja als man im letzten Augenblicke noch daran dachte, bat Wolf dringend, seinen Geburtstag nicht zu feiern. Er müsse immer an Mama denken, und dabei könne er keinen Kuchen essen.

Und so tat man ihm seinen Willen. Da brachte der Briefbote ganz unerwartet ein für Wolf bestimmtes Paket — aus Genf. Die Adresse war mit fremder, flüchtiger Hand geschrieben, ein Brief lag nicht bei, und das Paket enthielt eine Schachtel mit Datteln. Wolf jubelte in frohem Schreck auf und rief: Meine Datteln! — Die Datteln hatten im preußischen Schloßchen ihre besondere Bedeutung. Frau Mary hatte sie gern gegessen, da sie dabei an vergangne Zeiten erinnert wurde. Und Wolf hatte die Vorliebe für Datteln von seiner Mutter geerbt, und so durften Datteln auf keinem Weihnachts-, keinem Geburtstagstische fehlen. Tantchen war ganz gerührt und machte sich Vorwürfe, daß sie Wolfs Datteln vergessen hatte. Aber wer konnte die Datteln gesandt haben? Wer konnte es wissen, welche Bedeutung für Wolf Datteln hatten? Tante Hufeland? Es war nicht anzunehmen, daß diese auch nur das Datum von Wolfs Geburtstag wußte. Es blieb kaum etwas andres übrig, als an Frau Mary zu denken. Dieser Gedanke verursachte eine lebhafteste, frohe Unruhe, mehrte aber auch die Spannung der Ungewißheit. Wie gern hätte man dem stummen Zeugnisse der Datteln geglaubt, wenn man sich nicht vor der Möglichkeit einer Enttäuschung gefürchtet hätte. Daß Mary in hoher Erregung geflohen war, das war zu verstehn, nicht aber, wie sie dazu gekommen sei, sich so lange Zeit zu verbergen. Sie mußte doch wissen, welchen Schmerz sie damit ihren Lieben bereitete.

Während man noch dies miteinander besprach, kam der Herr Pastor zu ungewöhnlicher Zeit und mit ungewöhnlich beschleunigten Schritten an. Nachdem er kaum gegrüßt hatte, suchte er mit hastiger Eile seine Tasche durch und brachte einen Brief zum Vorschein, der, wie auf den ersten Blick zu sehen war, von derselben Hand geschrieben war wie die Adresse auf Wolfs Paket.

Wir haben allen Grund, Gott zu danken, rief der Herr Pastor, daß unsre Befürchtungen ungegründet waren, und daß auch für die Zukunft keine Gefahren mehr vorhanden zu sein scheinen. Aber lesen Sie selbst. Bitte, lesen Sie. Und damit reichte er den Brief dar. Er war von Frau Staatsrat Wedenbaum geschrieben und an den Herrn Pastor in Kallpillen gerichtet. Mit flüchtiger Schrift und ebenso flüchtigen Gedanken, teils in schlechtem Deutsch, teils durch eingeschobne französische Worte und Zeilen teilte Frau Staatsrat aus Genf mit, daß die schwerste Gefahr vorüber sei, daß Frau Mary die Besinnung wieder erlangt habe und wünsche, daß sie, die Frau Staatsrat, an den Herrn Pastor schreibe. Wie Mary nach Genf gelangt sei, in welchem Verhältnisse sie zu der Brieffschreiberin stehe, wo sie sich bisher aufgehalten und warum sie bisher geschwiegen habe, darüber enthielt der Brief kein Wort. Mary habe den unsinnigen Gedanken, fuhr Frau Staatsrat fort, sogleich nach Hause zurückkehren zu wollen. Aber davon könnte keine Rede sein. Sie sei viel zu schwach, die lange Reise nach dem Norden machen zu können,

müßte vielmehr bis zu ihrer völligen Genesung mit ihr an die Riviera oder noch weiter südlich gehn. Sie, die Frau Staatsrat, komme für alle Kosten auf und bitte den Herrn Pastor, er möchte doch seinen Einfluß bei den Verwandten dahin geltend machen, daß man ihr abrate, zurückzukehren. Man möge niemand ein Wort von diesem Briefe sagen und Mary bis auf weiteres verschwunden sein lassen. Wer tot sei, sei vor Verfolgungen am sichersten. Sie habe an den Herrn Pastor geschrieben und nicht direkt nach Tarnicken, weil, wie sie höre, die Post in Tarnicken unzuverlässig sei.

Nachdem dieser Brief studiert, und nachdem sein Sinn nicht ohne Schwierigkeit festgestellt worden war, sahen sich alle Beteiligten mit großer und freudiger Bewunderung an, und Wolf lachte hell auf. Daß Frau Mary in krankhafter Erregung davonlaufen, auch vielleicht ins Wasser gehn könnte, das war ihr zuzutrauen, aber daß sie von Ostpreußen schlankweg nach der Schweiz reisen werde, war mehr, als man erwarten durfte. Auch darüber war man einig, daß die Idee der Frau Staatsrat, Mary weiter nach dem Süden reisen zu lassen und sie vor der Welt als Gestorbene zu behandeln, eine höchst kuriose Idee sei.

Aber bei weiterem Nachdenken fand man doch, daß es ratsam sei, Mary bis zu ihrer völligen Genesung im Süden zu lassen, und daß man den Vorschlag der unbekanntem Freundin, für die Kosten aufzukommen, dankbar annehmen könne. Auch war ganz richtig, daß wer tot ist, vor Verfolgungen am sichersten ist. Da nun Mary offenbar in dem Zustande einer Art von Verfolgungswahn gehandelt hatte, so mußte es ihr zur Beruhigung dienen, wenn sie für tot gehalten wurde, und es war nicht zu fürchten, daß gewisse bössartige Briefe sie in der Ferne finden konnten. Es war ja weiter nichts nötig, als diesen Brief der Frau Staatsrat zu verschweigen, und man war ja nicht verpflichtet, irgend jemand Mitteilungen über Frau Mary zu machen. Als man die Geschichte nochmals von vorn nach hinten und von hinten nach vorn durchgesprochen hatte, kam man zu dem endgiltigen Beschluß, über den Brief aus Genf Stillschweigen zu beobachten, wobei auch der Herr Pastor zugeben mußte, daß eine verschwiegene Wahrheit noch keine Unwahrheit zu sein brauche. Und Wolf war der eifrigste Schweiger. Er preßte die Lippen so fest aufeinander und machte eine so abweisende Miene, daß er aussah wie eine verschlossene Sparbüchse. Also niemand sollte erfahren, daß Mary in Genf sei, auch Eva nicht, auch Schwächting nicht. Nur einen behielt sich der Doktor vor, in das Geheimnis zu ziehn — Kondrot.

Der Herr Pastor hatte sich schon erhoben, um sich zu verabschieden, da hörte man den Galopp eines Pferdes und in der Ferne das Töfftöfft eines Automobils. Ramborn trat an das Fenster, das nach dem Hofe führte. Da hielt vor dem Fenster auf ihrem erhitzten Pferde Eva in ihrer ganzen blonden Schönheit. Sie war in ein knapp sitzendes Reitkleid gekleidet, hatte ein feddes Hütlein auf dem krausen goldenen Haar. Dem Doktor war sie noch nie so schön erschienen wie in diesem Augenblick. Und wirklich, sie sah besonders vorteilhaft aus, verschönt von dem Ausdrucke einer warmen Freude, wie ein Marmorbild besonders schön aussieht, wenn es von einem warmen Sonnenstrahl beleuchtet wird.

Was geben Sie mir, Doktor, rief Eva, die eine Hand auf den Rücken haltend, wenn ich Ihnen gebe, was ich in der Hand halte?

Der Doktor war weit entfernt, eine billige und naheliegende Antwort zu geben. Dazu war Prinzesschen denn doch zu gut.

Was geben Sie mir, Doktor, wiederholte sie.

Was Sie wollen, antwortete der Doktor.

Ohne Einschränkung?

Ja. Nur mit der Einschränkung, die Ihr Verstand und Ihr gutes Herz selbst machen.

Von, es gilt, rief Eva, wobei ich jedoch bitte, auf mein gutes Herz nicht zu sehr zu vertrauen.

Eva hielt einen mit einem Pelzbesatz versehenen Handschuh in die Höhe. Ehe es jedoch darüber zu einer Erörterung kam, was der Handschuh zu bedeuten habe, kam unter Töffstöf, pustend und gleichsam hinkend ein Automobil auf den Hof gefahren und blieb mitten in seinem schönsten Bogen im weichen Boden stecken. Worauf zwei Teckel aus dem Gefährt heraussprangen, einen großen Lärm machten und dem Automobil, das nicht fahren wollte, in die Räder bissen. Auf dem vordern Sitze des Automobils hinter dem Steuerrad saß ein wohlbeleibter Herr mit weinrotem Gesicht und einem schwarzen Starostenbart, ein Mann in seinen besten Jahren. Er trug einen Jagdanzug und hatte neben sich ein Jagdgewehr im Futteral stehn. Auf die zweite Sitzbank war eine große Holzkiste gestellt, die am Glaszeichen, der Aufschrift Vorsicht und sonstigen Merkzeichen als eine Weinkiste erkannt werden konnte.

Eva, Fräulein Eva, Kindel, Mädchel! rief der Herr im Auto, vergessen Sie doch ja nicht, meinen und meiner Teckel Anteil an dem Funde in das rechte Dicht zu setzen.

Eva nahm keine Notiz von der Rede, sprang ab, warf den Zügel ihrem Pferde über den Rücken und eilte ins Haus. Das Pferd schüttelte den Kopf, ging bedächtig um das Auto herum und meldete sich an der Tür des Pferdestalles, wo es von David in Empfang genommen wurde. Der Herr auf dem Auto hantierte mit seinem Auto herum und mißhandelte die Maschine, worauf diese den Dienst völlig einstellte. Der Herr fluchte gewaltig, stieg wegen seines Körpergewichts mühsam aus, stampfte über den Hof, grüßte den Herrn Pastor, der sich eben entfernte, hochachtungsvoll und stellte sich dem Doktor vor wie einer, der es als weltbekannte Persönlichkeit eigentlich nicht nötig hat, sich bekannt zu machen. Er hob also seine Jagdmütze, zeigte eine aufgehende Gläse und sagte in dem Tone, als mache er einen guten Wit: Baron Bordeaux!

Doktor Ramborn.

Gehorsamer Diener, erwiderte Baron Bordeaux. Pardon, Herr Doktor, wenn ich Sie so ohne weiteres überfalle, aber wie Sie sehen, ist mein Schnauserl eben krepirt. Ich sitze also fest und werde Sie sogar um Vorspann bitten müssen. Wissen Sie, eine alte Kuh — genügt vollständig.

Der Doktor führte seinen Gast ins Haus, und dieser trat ein als ein Mann, der sich in der Welt zu bewegen gewöhnt ist, und als ein alter Bekannter. Was auch zutraf. Denn erstens war er schon manchmal im preussischen Schloßchen eingekehrt, und dann war im weiten Umkreise niemand so bekannt und beliebt wie Baron Bordeaux. Jedermann wußte, daß es, wo dieser sein rotes Gesicht zeigte, etwas zu trinken und zu lachen gab. — Übrigens war der Name Baron Bordeaux nur sein Spitzname. Sein Name war einer der angesehensten Namen der Provinz. Seine Verwandten waren Großgrundbesitzer und hohe Beamte, er aber benutzte die Einkünfte seines schönen Mitterguts, das jenseits der Pempeler Heide lag, dazu, sie in Rotwein anzulegen. Bei dem Eifer und der Ausdauer, mit der er dies tat, ist es nicht zu verwundern, daß er es im Rotweintrinken zu einer hohen Meisterschaft und zu dem von allen Sachverständigen bewunderten Rekord von acht Flaschen pro Tag gebracht hatte. — Er war Junggeselle. Er behauptete, keine Frau ernähren zu können — er, der Besitzer eines der schönsten Herrensitze in der Provinz. Doch mochte er nicht ganz Unrecht haben, da er sehr große Summen für Rotwein ausgab, und da auf seinem Gute polnische Wirtschaft herrschte. — Übrigens trank er nur seinen eignen Wein. Wenn er unterwegs war, so nahm er seinen Bedarf mit, was, wie gesagt, nicht wenig war, oder er legte zuvor Etappen und Magazine an, und man konnte seines Besuchs gewiß sein, wenn seine Rotweinkisten ankamen.

Nachdem man sich begrüßt hatte, ließ sich Baron Bordeaux in einem Fauteuil am Ofen nieder, und der Fauteuil stöhnte entsetzt über die unerhörte Last auf. Der Doktor setzte sich zu seinem Gaste.

Währenddessen hatte Eva Tantchen mit atemloser Dringlichkeit gebeten, den Handschuh zu holen, der seinerzeit am Bruchteiche gefunden war. Tantchen tat es, ohne sich dabei zu erregen. Sie weiß noch nicht, dachte Eva, was dieser Handschuh bedeutet. Als der Handschuh herbeigeholt war, zeigte sich, daß dieser und der eben gefundene zusammengehörten. Eva stieß einen leisen Freudenruf aus, kriegte Wolf beim Kopfe und küßte ihn.

Kannst du denn auch küssen? fragte Wolf ernst und verwundert.

Ja warum denn nicht? erwiderte Eva. Ist denn das so schwer?

Schwer gerade nicht, meinte Wolf, aber mancher kanns doch nicht. Und sonst tußt du es ja auch nicht.

Ja aber heute, sagte Eva, ist dein Geburtstag. Und, Wolf, weißt du auch, wem dieser Handschuh gehört?

Der Mama, antwortete Wolf ohne Bedenken.

Sieh mal, sagte Eva, den haben wir in der Pempeler Heide gefunden.

Baron Bordeaux hatte die letzten Worte gehört, unterbrach eine längere Erzählung, die er eben abwickelte, und sagte: Eva, Sie haben mir versprochen, meine Verdienste nicht schmälern zu wollen. Den Handschuh habe ich gefunden, oder vielmehr meine beiden unglaublich findigen Deckel Schorsch Eins und Schorsch Zwei.

Hier kam zutage, daß Schorsch Eins und Zwei ins Zimmer geschlichen waren, in einer Ecke lagen und sich damit beschäftigten, eine Sofaroddel zu zerkauen. Sie wurden also von Tantchen mit Nachdruck und Entrüstung hinausgebracht. Baron Bordeaux schnitt eine neue Geschichte an, Ramborn bemühte sich zuzuhören, und Eva erzählte: Sie habe einen weiten Spazierritt bis tief in die Pempeler Heide gemacht. Da sei Baron Bordeaux ihr im Automobil entgegengekommen, und sie sei, weil ihr Fuchs sich geängstigt hätte, abgestiegen. Vor dem Automobil seien die Deckel hergelaufen, und Schorsch Eins habe ihr einen Handschuh apportiert, den sie sogleich als das Eigentum von Frau Mary erkannt habe.

Wessen Eigentum? fragte Baron Bordeaux.

Tantchens Eigentum, antwortete Eva mit großer Bestimmtheit und setzte leise hinzu: Was braucht der Mensch zu wissen, wem der Handschuh eigentlich gehört, und was er bedeutet? Aber nun gab es ein Wettrennen um den Handschuh, den der Baron haben wollte, und den ich nicht herausgab. Ich habe leicht gesiegt, weil das Schnaufserl in allen Löchern stecken blieb. Tantchen, es war eine Komödie, wie der Baron in seinem Auto gewirtschaftet und geschwitzt hat. Und was bedeutet nun dieser Handschuh?

Tantchen kam nicht dazu, darauf zu antworten, denn da war wieder der Baron Bordeaux und beanspruchte seinen Handschuh, um ihn mit Feierlichkeit zu überreichen. Eva ärgerte sich ernstlich. Sie hätte am liebsten laut aufgejubelt und hätte mit Wolf durch die Stube getanzt, aber sie durfte es nicht wegen dieses Baron Bordeaux, der ihr von jeher zuwider gewesen war.

Wolf, sagte Eva zu Wolf, geh mal hin und frage einmal den dicken Herrn, ob er keinen Durst habe. Vielleicht geht er dann.

Wolf ging hin und richtete die Bestellung aus.

Alle Donnerwetter, Zunge, rief der Baron, das hätte ich ja beinahe vergessen. Einen Riesendurst habe ich, einen Drei- bis Vier-Flaschendurst habe ich. Damit stampfte er hinaus zu seinem Auto und kam zurück, unter jedem Arm ein paar Flaschen tragend.

Der Doktor, der die Eigentümlichkeit des Barons Bordeaux, nur seine eignen Weine zu trinken, nicht kannte, empfand sein Verfahren als Taktlosigkeit und duldete es nicht, daß im preussischen Schloßchen fremde Weine getrunken wurden. Er war bereit, selbst ein paar Flaschen zu opfern, aber daran lag nun wieder dem Baron nichts. Er packte also seine Flaschen wieder weg, versuchte es, betrübt und durstig, sein Auto flott zu machen, und spannte, da die Maschine versagte, eine alte Kuh — Strafe müsse sein, behauptete er — vor und zog zum ungemessenen Erstaunen

der Einwohnerschaft und zur großen Belustigung von Schwechting, der sich eben zu einer Partie Tarock begab, durch Tapnicken zum Kuchhaufe.

Wenn man nun was gelernt hätte, sagte Schwechting zu sich selbst, so müßte man das malen. Er machte auch eine Farbenskizze, aber diese gab lange nicht das wieder, was er im Sinne hatte. Es wurde ein Automobil und eine Kuh und zwei Fedel, aber daß der Held der Geschichte der Baron Bordeaux war, und der ganze feuchte Humor der Sache, war nicht zu erkennen. Es gibt doch eigentlich eine ganze Menge Bilder, sagte Schwechting zu sich, die sich mit Pinsel und Farbe gar nicht darstellen lassen, und weiß der Henker, das sind immer die Gegenstände, auf die ich verfallte.

Als Baron Bordeaux verschwunden war, tanzte Eva wirklich mit Wolf, der nur gezwungenerweise mitmachte, im Zimmer umher. Dann blieb sie vor dem Doktor stehen und sagte: Doktor, freuen Sie sich denn nicht? Tantchen, freuen Sie sich denn nicht?

Worüber? antwortete Ramborn.

Nun wenn die beiden Handschuhe Frau Marys Handschuhe sind, und der zweite lag im Pempeler Forste, so kann sie doch nicht im Bruchteiche liegen.

Das ist richtig, sagte der Doktor, jedoch sagte er es nicht mit der frohen Erregung, die Eva erwartet hatte. Für ihn war ja die Tatsache, daß Mary lebe, nichts neues, und die Handschuhfrage war längst erledigt.

Sie sind rechte Stockfische, rief Eva unwillig, Sie, Doktor und auch Tantchen. Ich freue mich unbändig.

Warum freute sich denn Eva so sehr? Sie ahnte, von wem die Briefe ausgegangen waren, die Mary in die Fremde getrieben hatten, und wer der eigentliche Schuldige sei.

Und was werden Sie nun tun, Doktor? fragte sie.

Ich werde die Spur sogleich verfolgen lassen, antwortete Ramborn.

So, Herr Doktor, sagte Eva lachend und mit glänzenden Augen vor ihn tretend, nun fordre ich mein Geschenk. Sie haben sich mir verpfändet, und ich kann nehmen, was ich will.

Ich kanns nicht leugnen, erwiderte der Doktor, aber ich will hoffen, Sie werden nicht als ein Shylock an mir handeln.

Eva dachte einen Augenblick nach.

Schenken Sie mir ein Buch, sagte sie. Schenken Sie mir das Buch, worin Sie gestern zuletzt gelesen haben.

Das kann ich leider nicht, antwortete der Doktor, denn das Buch gehört nicht mir, und ich weiß auch nicht —

O! rief Eva traurig, erst waren Sie so nett, und jetzt sind Sie ein gewöhnlicher —

Ein gewöhnlicher Drückeberger, fuhr der Doktor fort.

Ja, Drückeberger, bestätigte Eva.

Urteilen Sie selbst, sagte der Doktor. Hier liegt das Buch.

Eva schlug es auf, es war Tantchens Bibel. Eva lachte, aber es klang etwas verlegen, und sie sah unsicher, als verstehe sie nicht, ob das Scherz oder Ernst sei, vom Doktor auf Tantchen.

Sie wundern sich, Fräulein Eva, sagte der Doktor, daß ich in der Bibel lese? Ich habe die Zenta Besta gelesen, die Edda und den Koran, soll ich nicht auch die Bibel lesen? Tantchen hat mir gestern ein Kapitel aufgeschlagen, das gehört zum schönsten, was erhabner Dichtergeist je gedacht und ausgesprochen hat.

Eva machte eine ungläubige Miene.

Hören Sie zu, fuhr der Doktor fort. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

O, rief Eva, das kenne ich, das haben wir in der Schule gelernt. Und wir

haben viel darüber gelacht, weil unser Professor immer sagte: Und hätte der Liebe nicht, und den Kopf so schief dabei hielt.

Dieses Hohelied der Liebe, sagte der Doktor, verdient es, daß man es ernst nimmt. Und er las das Kapitel mit Schwung und edelm Ausdruck vor, wie man ein wertvolles Gedicht vorträgt.

Tantchen hatte die Hände gefaltet, war gerührt und sagte, Eva ansehend: Die Liebe, die alles duldet, hofft und erträgt, und die nimmer aufhört, das ist das Beste in der Welt.

Eva schwieg und schüttelte mit dem Kopfe. Ich kanns nicht aussprechen, wie ich es meine, sagte sie. Die Liebe, die hier besungen wird, dient. Ich mag nicht dienen. Eine Dienerin kann nicht das höchste sein.

Aber, sagte Tantchen, Liebe, die herrscht, gibt es nicht, es gibt nur Liebe, die dient. — Dann nahm sie das Buch und legte es Eva auf den Schoß und sagte: Ich schenke dir, es hat dir viel zu sagen.

Eva zögerte, es anzunehmen. Es war ein altes Buch, dem man es ansah, daß es viel gelesen worden war. Sie hatte zuhause ihre Konfirmationsbibel mit Goldschnitt und goldnem Aufdruck, aber die goldbrandigen Blätter klebten aneinander. Sie fühlte, daß ihr hier Tantchen etwas schenkte, was mehr wert war als der teuerste Prachtband.

Nimm nur, Kind, sagte Tantchen, ich schenke das Buch niemand lieber als dir. Nun aber mußt du den Doktor freigeben, setzte sie lächelnd hinzu, den brauchen wir selbst.

Eva nahm das Buch mit einer gewissen Scheu, dankte dem Tantchen, indem sie ihr um den Hals fiel, und rüstete sich zur Heimkehr. Es wurde verabredet, daß niemand etwas von dem Handschuh und den sich an den Fund knüpfenden Hoffnungen erfahren solle. Hatte Frau Mary die Absicht gehabt, verschollen zu sein, so wollte man auch diese Absicht nicht vereiteln.

Zawohl, sagte Eva, Frau Mary soll nach wie vor tot sein. Warum? Weil es Leute gibt, die sich vor Wespenstern fürchten, und das kann uns nützlich sein.

Kondrot? fragte der Doktor.

Wieso Kondrot? erwiderte Eva. Nein, Papa!

Der Doktor geleitete Eva hinaus und half ihr beim Aufsteigen. Fräulein Eva, sagte er, als er ihr das Buch hinaufreichte, man kann die eigentümlichen Schönheiten dieses Buchs anerkennen und genießen, braucht aber darum sich selbst nicht aufzugeben. Tantchen meint es gut, aber sie urteilt von ihrem persönlichen Standpunkt aus. Liebe ist nicht das höchste, weder die dienende, noch die herrschende, sondern die innere Freiheit, die innere Harmonie, das in sich selbst ruhende Gleichgewicht des Willens. Wie ein Adler, der seine Flügel ausbreitet und seine majestätischen Kreise zieht. Unerreicht und unangefochten, nichts bedürftend und zu nichts verpflichtet, ein Herr seiner selbst. War es das nicht, was Sie meinten und nicht aussprechen konnten?

Der Doktor küßte die Hand, die sie ihm vom Pferde herabreichte. Eva errotete, nickte ihm mit königlicher Anmut zu und galoppierte davon, sehr zufrieden mit dem Ausgange der Geschichte. War es des Doktors abgeklärte Bedürfnislosigkeit, die sie so zufrieden machte?

(Fortsetzung folgt)

